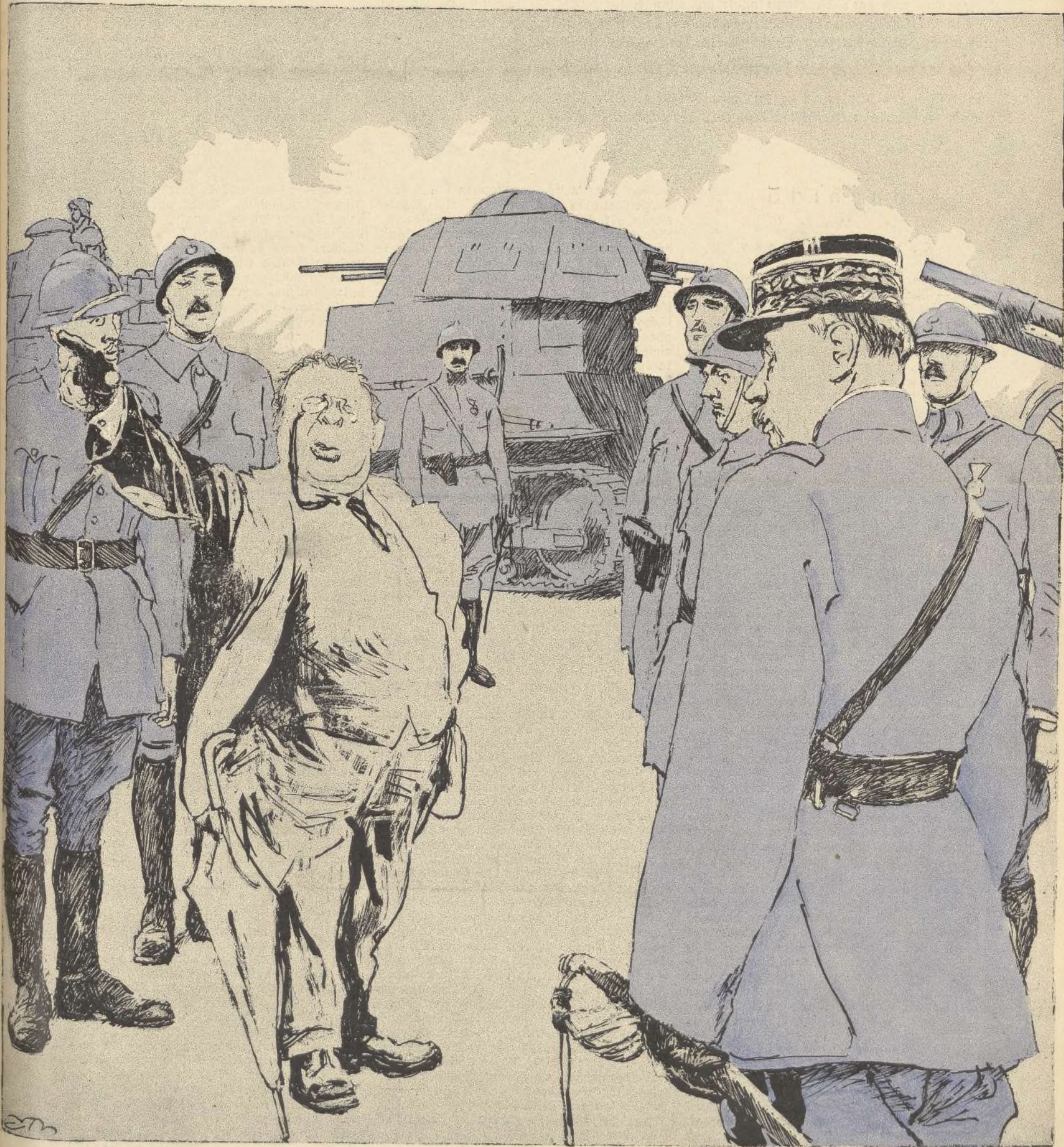


SIMPLICISSIMUS

Pakt-Diktator Litwinow

(E. Thöny)



„Streiken, meine Herren, darf nur der französische Genosse. Sie aber müssen Ihre Maschinerie endlich in Tätigkeit setzen!“

Der Mann ohne Vaterland

Als einer Deutschland! rief, da stand ein anderer auf,
hieb voll Zorn auf den Tisch und sagte: „Ich pfeife drauf.
Schöner als alle Heimat ist dieser atlantische Strand.
Bleibt mir vom Halse mit eurem ewigen Reden von Heimat und Vater-

[land!“

Wie er hinausging, war rings paradiesische Nacht.
Nah klang das Glitzern der Wellen. Von Palmen bewacht
standen weiße Gebäude die Straße entlang.
Aus der Stadt am Gestade stieg goldenes Licht und blauer Gesang.

Aber was war das? Von ferne nahte am Himmel ein Streif
silbernen Lichtes, hergetragen von einem dunklen Traumvogel Greif:
bis die Erscheinung ein riesiges Luftschiff wurde, das langsam das Dunkel
und mit erleuchteten Fenstern zur Küste herüberbog. [durchzog

Leise summend kam es heran, und über das schweigende Land
ward ein Lied aus Deutschland von oben heruntergesandt,

deutlich hörbar zur Nacht, ein Lied, nicht umschwirrt von dem Glühn
süßer Gitarren – ein Lied, von Trompeten geblasen, hell, sauber und kühn.

An einer Palme blieb da der nächtliche Wanderer stehn.
Berge des Hegaus konnte er vor sich sehn,
Vater, der seinen Weinberg emporschritt, und Mutter, die mit ihm ging,
und er selbst war der Knabe, der beiden im Arme hing.

Plötzlich hob sich was Silbernes unten im Süden empor,
glitt hintern Tüwel, kam mit der Spitze wieder hervor,
schwebte am Horizont hin, unbekannt, traumschön und fern,
wendete, schwebte dem See zu und senkte sich unter den Abendstern . . .

Da aber brüllten unten im Hafen begeisterte Schiffe los.
Glocken wurden laut, Fenster öffneten sich, Palmen reckten sich groß.
Breiter Lichtstrahl fuhr nieder und fand ihn, wie er da stand,
Tränen im Auge . . . der Mann ohne Vaterland.

Karl Martin Schiller

bushidō

Von

Katarina Botsky

Es wurde Abend. (Der Abend ist lange her — über dreihundert Jahre.) Die hohe Burg der Toyotomi in Ōsaka, auf weitem Feld, schien langsam in den grüngrauen Frühlingshimmel hineinzuwachsen. Ihre sieben Etagen mit sieben geschweiften Holzdächern türmten sich, herausfordernd, zum Himmel empor über ihrem hohen Steinfundament. In einer der Etagen war Licht. Dort ging die Zeremonie des Teetrinkens vor sich beim sanften Leuchten weißer Lampions. Hideyori Toyotomi und seine Mutter hockten auf zarten Reisstrohmaten und hielten winzige Täßchen in den Händen. Ihnen gegenüber im Halbkreis, ebenso, ein paar vornehme Samurai und Ōno Harunaga, der Befehlshaber der Burg. Eine kreideweiß gepuderte Dienerin besorgte stumm das Teezeremoniell. Die bunten Seidengewänder der Teetrinkenden leuchteten wie farbiges Wasser auf den Reisstrohmaten. Wie rotes und blaues, gelbes und grünes Wasser mit vielfarbigen Ungeheuern. Nach dem Teetrinken sprach man von Tokugawa Jeyasu, dem Shōgun, dem mächtigsten Manne Japans. Aber man sprach nicht davon, daß er danach trachtete, die Toyotomis zu verderben, nachdem es ihm gelungen war, Hideyoris Vater in einem Kampf zu besiegen und zu töten. Hideyori ließ die Mutter reden, weil sie es besser verstand als er. Auch ziemte es nicht einem jungen bushi, das hieß, einem jungen Ritter, in Gegenwart älterer Ritter das Wort zu ergreifen. Nicht ohne Koketterie hielt er seine frommen Samtaugen gesenkt, wobei er mit stillem Geuß ein Gedicht auf „die gelben Schmetterlinge“ machte. Die Fenster aus Papier waren zurückgeschoben. Der Mond drängte sich groß und golden durch die grüngrauen Wolken. Lautlos bestrahlte er die geschweiften Dächer der Burg, die so kraus waren und so bunt. Hideyori schlug träumerisch die Augen auf zu dem schönen Mond. Da kreischte eine Horde Uhus auf den Dächern los. Der kleine bushi fuhr leicht zusammen . . . Ōno Harunaga räusperte sich ganz dünn, nur ganz dünn; aber das war schon Unwillen genug. Er sah den errötenden Träumer durchdringend an. Und er sprach zu Hideyori, als sie das Teezimmer verließen: „Ihr werdet diese Nacht unter dem Galgen schlafen.“ Harunaga hielt es für seine Pflicht, seinen nervösen und allzu schwärmerischen jungen Herrn im Stil der Zeit abzuhärten. Es wurde Nacht. Alles Gold war vom Mond geflossen, und nun saß er so geisterhaft blaß am Himmel. Gleich er nicht einem

weißen Metallauge, das spukhaft auf den Galgen starrte und auf die rote Stadtmauer mit den vielen hölzernen Käfigen?! Hideyori fand es. Ganz seltsame Vögel hockten hinter den hölzernen Gitterstäben der Käfige. Es waren verblichene Menschengesichter: lauter Köpfe von hingeworfenen Übeltätern. Fast schienen sie im Mondschein wie Buddha zu lächeln über Hideyoris Entsetzen. Am Galgen hing ein dünner grauer Bettler, dessen nackte Füße sich im Winde bewegten. bushidō, der ritterliche Ehrenkodex, verlangte nun zweifellos von Hideyori, daß er sein kleines hölzernes Kopfkissen gerade auf der Stelle niederlegte, über der die rauhen Füße des Bettlers schwebten. Man handelte stets dem Ehrenkodex gemäß, wenn man immer das tat, was man nicht gerade gern tat und was dem eignen Verlangen widersprach. Das hatte der neunzehnjährige kleine Ritter schon herausgefunden. Die Zähne zusammenbeißen, tat er, was er nicht gerade gern tat: er bettete sein zartes, halb kahl rasiertes Dichterhaupt auf das Klötzchen an vorschriftsmäßiger Stelle. Schon wollte er vor Grauen die Augen schließen und das Gedicht an die gelben Schmetterlinge zu fördern versuchen, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß der bushidō eine angenehme Ablenkung wohl kaum gestattete. Zweifellos war es seine Pflicht, die Augen offen zu halten und so, Aug in Aug mit allen Schrecken, abzuwarten, bis sie ihm von selbst zufließen.

Eine dunkle Wolke ließ sich mit weichem Sausen auf den Galgen nieder; Raben waren es. Mit schieß gehaltenen Köpfen nahmen sie auf dem Gerüst Platz und krächzten schrill und böse. Hideyori ergriff einen Stein und schleuderte ihn empor. Die Raben lüfteten probeweise die Schwingen. Erst nach dem zweiten Stein schwammen sie schimpfend nach links davon, zu den Käfigen an der roten Stadtmauer. Dort ging ein riesenhafter Priester. Oder war es ein Kobold, der die Gestalt eines Priesters angenommen hatte, um verspätete Stadtbewohner — wie es so oft vorkam — ins Verderben zu locken? Hideyori murmelte zitternd einen frommen Spruch, um allen Spuk von sich fernzuhalten. Die übergroße Gestalt des Priesters glitt schemenhaft dicht an den Käfigen vorbei. Plötzlich schossen graue Hände aus seinem Mantel heraus, wanden sich um die hölzernen Stäbe eines Käfigs, knickten sie lautlos und zerrten hastig den schauerlichen Inhalt heraus. Hideyori bemerkte, daß der Priester keinen Kopf hatte und daß seine Hände sehr tief am Körper hingen. Es war sicherlich ein Kobold. Den Raub im Arm, schwankte die Gestalt in das nahe Gehölz. Klagende Töne brachte der Nachtwind von dort mit sich.

„Hi—de—yo—ri!“ ertönte jetzt eine dumpfe Stimme im Gehölz. „Steht auf und kehrt heim! Jeyasu ist im Anzug!“ Der Liegende flog empor. Er mußte durchs Gehölz, wenn er zur Burg zurück wollte, und im Gehölz war jener Koboldpriester. Vielleicht war er es sogar, der gerufen hatte, um ihn an sich zu locken und zu verderben.

„Hi—de—yo—ri!“ wiederholte die dumpfe Stimme noch dringlicher, „kehrt heim! Eure Mutter wartet auf Euch!“ Was tun? Zweifellos war es jetzt seine Ritterpflicht, der Gefahr nicht achtend, sich in das Gehölz zu stürzen, um seine Tapferkeit zu beweisen, ob jene Stimme nun die Wahrheit sprach oder nicht. Leicht war es nicht, ein Ritter zu sein. Schnaufend und mit zackigen Sprüngen, wie jemand, der darauf gefaßt ist, auf etwas Furchtbares zu stoßen, rannte der Gerufene in die Tannenfinsternis hinein. Der bushidō schwang die Geißel hinter ihm. Die schwarzen Tannen hielten ihre starren Äste feindlich gegen den Mond, um kein Licht auf den Weg zu lassen. Nur dort, wo er endete, setzte ein langer, traurig blauer Mondstrahl sich auf eine graue Brücke. Bunt aufleuchtend, glitt ein hoher Rumpf ohne Kopf über die Brücke. Ein großer Hund schien Hideyori in der Finsternis entgegen zu kommen. Schon prallten sie aufeinander. Lange harte Arme packten den jungen Ritter, und eine vor Schreck gläsern klingende Stimme stammelte: „Seid Ihr Hideyori? Dann kehrt heim. Jeyasu ist im Anzug.“ Es war der Rufer, ein junger Krieger, den man ausgeschickt hatte, um Hideyori zu holen.

„Sahst du den Priester ohne Kopf?“ flüsterte der kleine bushi, sich mit seinem Fächer Luft und Kühlung zufächelnd. Der Soldat verneinte es. Aber im Finstern wäre etwas Rätselhaftes, Großes an ihm vorbeigehuscht, das bitterlich geweint hätte. Fürchtend, daß es ein irrendes Nachtwesen sein könne, habe er nicht gewagt, es anzureden.

Sie traten zusammen den Heimweg an, ohne auf etwas Böses zu stoßen. Vor dem Gehölz gähnte ein graues Feld. „Neigt Euch einmal zur Erde“, sagte der Soldat zu Hideyori, „dann könnt Ihr schon das Trappeln ihrer Pferde hören.“

Sie bückten sich beide über die frühlingsduftende Erde und lauschten. Von Osten sumnte ein einsames Tönen her. Ungeheuerhaft sah Hideyori, der Dichter, den Feind durch den Wind daherkommen. Seine Phantasie sah übergroße Männer in funkelnden Rüstungen auf übergroßen Pferden. Die Samurai schwangen bunte Fächer in den Händen, mit denen sie dem Heer die Richtung wiesen. Des Dichters Phantasie hörte das wilde Schwirren der Fächer und das böse Klirren der Schwerter an

(Schluß auf Seite 173)

Sankt Franziskus

(Olaf Gulbransson)



„Wäre es nicht nützlicher, o heiliger Mann, wenn du, statt uns Kaltblütern zu predigen, deinen hitzblütigen Jüngern etwas schärfer auf die Finger sehen würdest?“

Österreich auf dem Weg zur Restauration

(Karl Arnold)



„Hoffentlich red't mein' Mondsüchtigen koans an — er kunnt sonst leicht an Föhltritt tun.“

bushidō

(Schluß von Seite 170)

ihren eisernen Ketten. Er sah riesige Pfeile und Bogen zum Himmel aufragen. Er sah das Tigergesicht Tokugawa Jeyasus, gelb und finster, unter einer goldenen Haube. Wie dicht unter dem Himmel sah er es näher und näher und immer näher schweben ...

In der Burg empfing sie Lärm und Waffenklirren und der blutige Schein von Fackeln. Ōno Harunaga traf in aller Eile die Vorbereitungen zur Verteidigung der Burg. Mit einer tiefen Verneigung überreichte er Hideyori das frisch geschliffene Schwert seines Vaters: eine breite Todessichel. Langsam ging die Sonne auf. Innerlich schauernd hob der kleine Ritter das Schwert ins Licht. Auf tausend Pferderücken wogte der Feind heran über die weiche Frühlingserde.

Bald sausten die Pfeile durch die Luft, bald ertönten die rauhen Schreie derer, die zum letztenmal schrien, bald krochen rote Blutschlänglein über funkelnde Rüstungen und schreiend aufbäumende Pferde. Tokugawa Jeyasu hielt seinen Fächer wie ein Beil über der Schulter, und sein harter, dunkler Mund schleuderte kurze Befehle. Jungenhaft starrte Hideyori aus der Burg zu ihm herüber, gehorsam das Schwert in der Hand. Bestürzt suchte er in sich nach dem wilden Rachedrang, den ein Sohn dem Mörder seines Vaters gegenüber zu empfinden hat.

Nun schien die Sonne in voller Pracht auf den alten Kamelienbaum vor der Burg; sie stieg höher und höher. Aber ihr nach stiegen rauchige Wolken, die den Himmel düster verhängten: ein Gewitter war im Anzug, und bald brach es los. Vom Hagel geblendet zog sich der Feind ein wenig zurück. Doch als die Raben unter dem Regenbogen angefliegen kamen, um die Toten zu suchen, brach der Kampf aufs neue los. Das ging so bis zum Abend.

Die Nacht war wolkig und windig. Lange, blutrote Gespenster huschten durch die Gänge der Burg, wenn ein Luftzug die brennenden Fackeln traf. Die Besatzung schlief erschöpft neben ihren Waffen. Plötzlich ein dumpfes Dröhnen! Der Wächter auf dem Wartturm hatte Übles entdeckt. Polternd jagten die finsternen Weltuntergangsklänge des Gongs die müden Schläfer

empor. Mit verwirrten Augen, sich stoßend und sich anschreiend, taumelten die Krieger wie Betrunkene durcheinander. Was war denn los? „Sie legen Feuer an die Burg!“ gellte es da durch den Aufruhr.

Ein Ausfall wurde gemacht. Es folgte ein blutiges Ringen Mann gegen Mann. Hideyori rief wiederholt nach Harunaga. Aber der kam nicht. Er konnte nicht kommen; er hatte einen Dolch in der Kehle. Der Feind war in der Mehrzahl, und das Feuer half ihm noch. Den Kämpfenden vor der Burg schnitt es den Rückweg ab und denen in ihrem Inneren den Ausweg. Ein Rufer Jeyasus forderte Hideyori und seine Mutter auf, die Burg zu verlassen und sich zu ergeben. Dann sollte ihnen kein Leid geschehen. Der Neunzehnjährige stürzte zu seiner Mutter hin und sah sie an, die Augen voll Lebensgier. Auch sie sah ihn an, die Hände in den langen Seidenärmeln vergraben. „Du bist ein bushi“, sprach sie zwischen den Zähnen. „Und du weißt, was das heißt. Ein bushi ergibt sich nicht. Auch dürfen ihn die Flammen nicht lebendig erreichen.“ Abgewandten Gesichts schob sie ihm etwas Kaltes in die Hand. Abgewandten Gesichts standen sie einander im Rauch gegenüber. Wie gestern früh erhob sich die Sonne, ganz wie gestern; aber kein goldener Schmetterling flirrte über den Stahl in des kleinen Ritters Hand. „Es ist Zeit“, sagte die Mutter, ihren zuckenden Mund mit dem Ärmel bedeckend.

Die letzten Getreuen standen um sie herum, und so durfte Hideyori seine Mutter nicht einmal zum Abschied umarmen. Der bushidō gestattete dem Ritter keine Vertraulichkeiten vor anderer Augen. Sie verneigten sich nur tief voreinander. Ihre blauschwarzen Köpfe berührten fast den Boden, um die Tränen zu verbergen. Taumelnd gingen sie auseinander. Der Mutter folgten die Frauen, Hideyori die Männer.

Der kleine Ritter betrat das nächste Gemach und kauerte sich dort auf der Matte nieder; hinter ihm nahmen die Krieger Platz, die Diener im Vorraum. Leer starrte er auf das kalte blanke Ding in seiner Hand. Ihm fiel ein Ausspruch Buddhas ein: „Alle Wesen träumen nur in dieser fließenden Welt des Unglücks.“ Ihm war, er träumte nur. Über seinem Kopf an der Decke hing eine rosige Maske: ein reizendes Mädchengesicht mit zwei schwarzen

kreisrunden Flecken an der Stirn. Es war das Gesicht der O-Tafuku, der Göttin des Glücks. Sie lächelte ihm zu — auch jetzt. Die Lotosblumen in den Vasen standen da, als wäre alles wie sonst. Und der Rauch, der durch alle Ritzen heraufdrang, konnte auch Weihrauch sein aus den Opferschalen vor den Bildern der Götter. Vor dem zurückgeschobenen Fenster nickte zum letztenmal der alte Kamelienbaum. Seine großen weißen Knospen schwellen in der Hitze an, und hier und dort tat sich eine langsam auf. Ein schauerliches Knistern erfüllte wie ein ewiges Koboldkichern das Ohr. Es war „Zeit“, die Mutter hatte recht.

In einem düstern Saal, der sein Licht nur durch die weiße Papierwand einer Galerie empfing, kniete sie auf der Erde, die Frauen hinter sich. Die Gebete waren gesprochen. Nur das Knistern sprach noch. Bis zum Gürtel waren die Frauen schlohweiß, denn sie hatten die Oberkleider abgelegt. Die langen wallenden Ärmel ihrer Hemden flossen leuchtend an ihnen herab und über den Boden. Alle saßen sie todesbereit da, die Augen aus der Dunkelheit auf die rote Scheibe gerichtet, mit der die aufgehende Sonne die weiße Papierwand schmückte. Unter irrem Flüstern drückten sie sich die Spitze kleiner Dolche in die Kehle — bis ihre hochfrisierten Köpfe, haltlos, über den leuchtenden Hemden zu schaukeln begannen. Hideyoris Mutter hatte das schwere Werk als erste vollbracht.

Hideyori zögerte noch immer. Den Kopf tief zur Erde gesenkt, betete er sehr lange. Doch ohne daß er darum zu beten gewagt hätte, flehte doch sein ganzes Wesen um eines vor allem, um das: im nächsten Leben nicht wieder ein Ritter zu sein. Wie der bushidō es vorschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, vollführte er alsdann das Harakiri, und alle Männer hinter ihm folgten seinem Beispiel. Keine Klage wurde laut. Die rosige Maske an der Decke bewegte sich sanft im Luftzug, im Rauch; reizend und ruhig sah sie dem Todeswerk zu. Ihren Kirschenaugen graute es nicht vor den Blutspiegeln auf der Strohmatte. Der Kamelienbaum ging jetzt in Flammen auf. Diese Riesenfackel leuchtete den Sterbenden beim letzten Blick auf das Leben. Dem bushidō getreu und in großem Glanz gingen sie den harten Weg zum Meido.

(E. Thöny)



Wer sich gut unterhalten will

bestelle sofort die

5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Heften u. mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802

Blumenkohl

Von German Gerhold

„Fünfundvierzig Pfennig“, sagte der Händler, von der Waage aufsehend.

Adamson trat einen Schritt zurück und sah ernst von dem Blumenkohl in der Hand des Mannes zu dessen Gesicht auf. Es drückte lediglich Gleichgültigkeit aus. Adamson schlug den Blick nieder, weil er sich für diesen Mann schämte, der ihn so unverfroren betrügen wollte.

„Na? Was is, Herr Nachbar?“ rief der Mann, während seine Augen sich bereits vorübergehenden Hausfrauen zuwandten.

Adamson wich heftig einen weiteren Schritt zurück. Heiß stieg es in seinem Innern auf, und mit einem bitteren Lächeln nickte er vor sich hin. So also ging es in der Welt zu, die sich während jener Tagesstunden abspielte, die er bislang in der grauen Eintönigkeit des Justizbüros verbracht hatte. So wurden einem also die wenigen Pfennige abgenommen, die man im Dienst für das allgemeine Wohl als kargen Lohn erhielt. Pensioniert mußte man erst werden, um diese Erfahrung zu machen.

Unschlüssig, wie man eine wirksame Abwehr orga-

nisieren könnte, nahm er das Marktnetz von der einen in die andere Hand. Man hätte sich längst damit näher befassen sollen, dachte er. Wäre ich doch früher daran gegangen, mich nach einem eigenen Gärtchen umzutun, mich mit Samenkatalogen und Gartenbüchern zu beschäftigen!

Seit gestern wußte er es nämlich: Fünfhundert Korn des allerbesten Samens vom allererstklassigsten Blumenkohl Marke „Großer Maharadschah“ kosteten in der berühmtesten Samenhandlung der Welt — eine Mark und vierzig Pfennig.

Fünfhundert Blumenkohlköpfe —! Er und seine Frau hätten also ein Jahr und viereinhalb Monate lang täglich ihr Leibgericht Blumenkohl essen können, für — eine Mark vierzig Pfennig! Und wenn man nur hundert Köpfe selber essen würde, — konnte man nicht mit den übrigen vierhundert ein Schwein oder Scharen von Kaninchen mästen —? Dann hätte man das Fleisch noch umsonst dazu gehabt!

So also sah es in der Welt aus, welche man vierzig Jahre lang vertrauensselig seiner Frau allein überlassen hatte, ohne auch nur einmal durchgreifend nachzuprüfen. Sollten auch jedes Jahr nur hundert Mark auf diese Art verschwendet worden sein, so wären es viertausend gewesen!

Einen Riesengarten hätte man dafür kaufen können!

Grundbesitzer für ewige Zeiten wäre man geworden! Die fernsten Urenkel noch hätten Nutzen daraus ziehen können. Statt dessen mästete man diese Betrüger damit.

Eben trat der Händler von seinem Stand zurück und nahm von einem Auto weitere Körbe herunter.

Adamson nickte heftig. Ein Auto hatte der Mann —! Natürlich hatte der ein Auto! Kunststück — von meinen viertausend Mark! Ich kann ja hier mit meinem Marktnetz zu Fuß herumlaufen!

In überquellender Bitterkeit zerbiß er seinen Schnurrbart. So stand man nun da. Grau und verblichen, im abgetragenen Lodenmantel, mit einem Einkaufsnetz; betrogen um die Früchte eines arbeitsreichen Lebens.

Anderer aber hatten ihr Leben in Licht und Sonne verbracht, fuhren Auto, kauften um anderthalb Mark Samen und lösten zweihundertfünfundzwanzig damit!

Irgendeine ganz große Tat dämmerte vor ihm auf. Geniale Schriftsätze, welche die Justizwelt aufhorchen machten, — ein Prozeß mit Enthüllungen, die über Europas Grenzen hinaus Aufsehen erregen würden...

Sein Blick fiel auf einen älteren Mann, der, wie er, wenig erfreut den Blumenkohl zu betrachten schien.

„Ist dieser Preis nicht ein Skandal?“ meinte Adamson.

Der andere nickte grimmig. „Eine Schande, eine wahre Schande. Ab und zu wundert's mich immer wieder mal, daß überhaupt noch einer herkommt und so was anbietet.“

Etwas ungewiß sah Adamson auf. „Wie meinen Sie das?“

„Na, wenn man bedenkt, was sich alles daran satt frißt —! Da fressen die Erdflöhe, Raupen, Schnecken und Läuse von oben, Drahtwürmer, Engerlinge, Erdräupen, Asseln, Tausendfüßler, Käfer und was weiß ich, von unten. An allen Zäunen lauern Hühner, Gänse und Enten, ein Versehen, und alles ist verwüstet. Jeden Tag kann ein Frost kommen, und alles ist ruiniert. Regnet's viel, dann fängt das Zeug zu faulen an, und brennt dauernd die Sonne, dann wird erst recht nichts draus. Hat man's aber glücklich doch bald ein Jahr lang großgepöppelt, — dann schießt das Zeug, macht keine Blumen oder sonst eine Dummheit. Es ist immer wieder ein Wunder, daß schließlich doch was auf dem Markt ist. Da sehen's die Leute dann mit krausen Nasen an, und schließlich nimmt man das meiste halbverwelkt wieder mit heim. Was man erlöst, langt kaum für Abgaben und Steuern. Aber ob Sie's glauben oder nicht, Herr Nachbar: Es gibt tatsächlich Leute, denen alles noch viel zu teuer ist.“

Adamson nickte verwirrt. Die Uhr am Rathaus schlug mahnend halb zwölf. Eilends kaufte er Blumenkohl und trollte sich heim.

* * *

Geheimnis des Erfolgs

„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?“

„Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein.“

Die Mondäne

(Toni Blich)



„Empörend, daß ich mir das Frühstück selber machen muß. Das wenn ich vorher gewußt hätte!“ — „Aber Paulchen, sei doch zufrieden, mittags essen wir ja sowieso im Restaurant!“

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenten Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)

broschiert RM -.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung

Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Robinson mit Rührei

Als ich die Stadt verließ vor wenig Wochen, träumt' ich von einem Haus am Waldestrand — Nun wohn' ich drin — und muß mir selber kochen. Bis Rührei reicht ja grad' mein Kochverstand.

Was war die Stadt doch für ein Häuser-Haufen! Da, wo ich jetzt bin, sind die Häuser rar. Und gar ein Wirtshaus! Ach, da kann man laufen... Wie lang ich schon in keinem Wirtshaus war!

Und wie die Menschen hier vereinzelt leben! Hier lebe ich — und noch die Witwe Schmidt. Im Dorfe soll es junge Mädchen geben... Das Dorf ist weit. Es zählt deshalb nicht mit.

Jedoch die Witwe Schmidt, die kann man zählen! Ich wohn' im einen, sie im andern Haus. Des Morgens seh ich sie den Körper stählen. Sie turnt im Garten. Das sieht neckisch aus!

Sie wohnt nicht nur im Sommer hier, nein, immer. Doch meinte sie, zum Fürchten sei kein Grund. Was steckt doch Mut in diesem Frauenzimmer: sie hält sich weder Schoß- noch Kettenhund.

Für achtunddreißig Jahre wirkt sie munter. Die Hundelosigkeit wird Absicht sein. Ich nehme an, die Gute hofft mitunter... Doch, ach, es brach noch niemand bei ihr ein.

Noch wohn' ich zwischen Himmel, Gras und Bäumen. Bald ist es Schluß. Was dann kommt, weiß ich schon. Dann werd' ich von dem Haus am Waldestrand träumen und von der Zeit als Rührei-Robinson!

Friz A. Wende

BUREAU FÜR ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
H. U. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DORNBURGSTR. 7, 8 2 LOTZOW 4807/8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN, INSERATEN DES IN- UND AUSLANDES
7M ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

Von Karl Arnold

Kartonierte RM 1.50

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei.

Simplicissimus-Verlag München 13

Elisabethstraße 30
Postscheck: München 5802

Dr. Rix Potential-Tabletten

erneuern Ihre Jugendkraft. Jede Neurasth. u. „Frühzeitigkeit“ wird beseitigt (selbst bei 60-70-jähr.). Versuch überzeugt. 100 Tabl. geg. Nachn. zu RM 5.80 franko. Dr. S. Rix & Co., Düsseldorf 55

Hans Salmbacher Ludwig Thoma und sein Jäger Bacherl

In Reinen gebunden RM. 1.80

Es ist ein seltener Glücksfall, daß Hans Salmbacher, Thomas letzter Jäger „Bacherl“, auf den Gedanken kam, Ludwig Thoma als passionierten Jäger und begeisterten Naturfreund festzuhalten. Damit hat Bacherl einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Ludwig Thoma als Mensch geliefert.

F. C. Mayer Verlag, Abt. Sortiment, München 2M
Spartastraße 11

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt Moltstraße 31 Die original süd-deutsche Gaststätte	Kottler zur Linde Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Interessant u. lehrreich für jeden Gebirgsjäger!
Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern
Die Jagd im Gebirg
Reich illustriert von Professor Ludwig Hohlwein.
In Prachtfeinband nur RM. 10.- durch alle Buchhandlungen oder direkt durch F. C. Mayer Verlag, München 2M, Spartastraße 11 (Fernspr. 296 456/57, Postscheck München Nr. 4180).

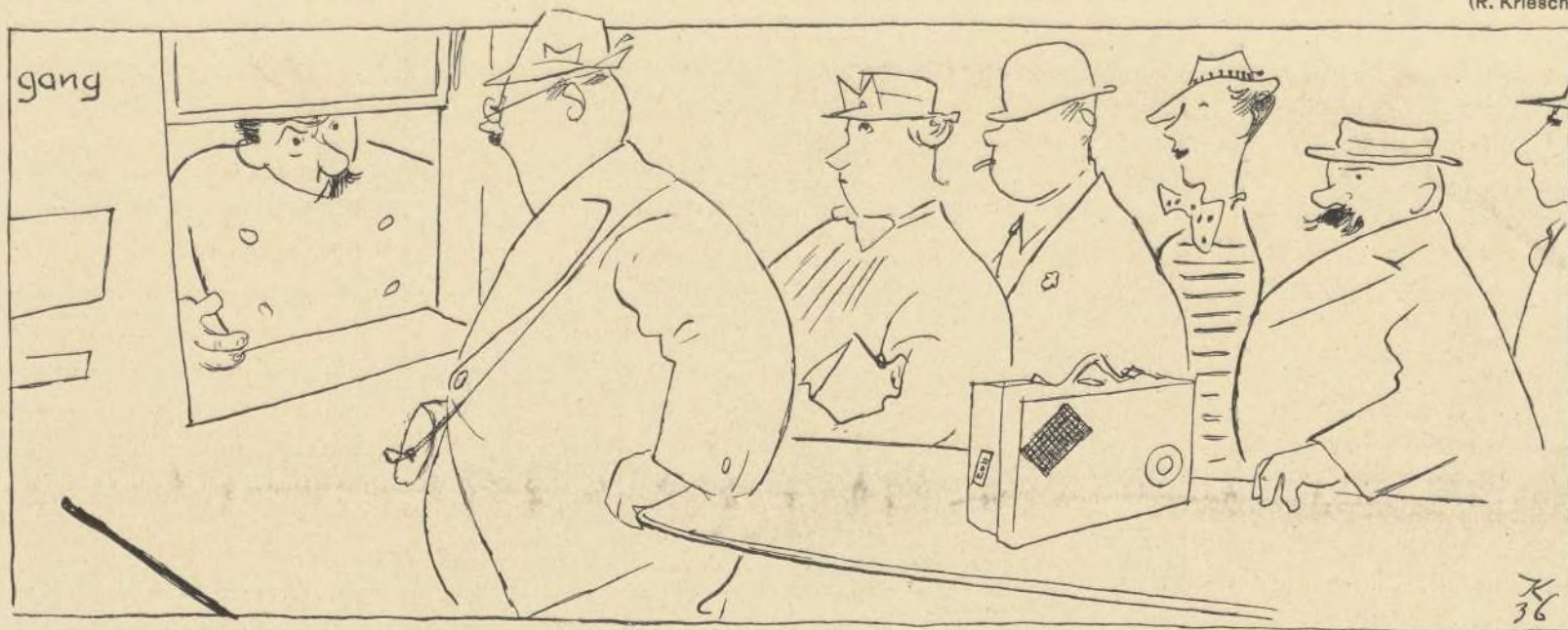
Schwäche, vorz. d. Männer heilbar. 25 jähr. Erfahrung. Erfolg überr. Aufkl. Schrift u. Probeverschl. geg. 24 Pf. Porto. Unverbindl. Chemiker Kaesbach, Berlin-Wilmersd. 114, Postfach 2.

Insertiert ständig im Simplicissimus

Keine Glatze mehr!
Müllers Seilhaar
bei Apotheken, Drogerien, Frisuren; in München: Schützen-Apothek, Schützenstr.; Ludwigs-Apothek, Neuhauser Straße 2; Nymphen-Apothek, Romanplatz.

Eile mit Weile

(R. Kriesch)



„Ich möchte eine Fahrkarte, bitte!“ — „Wohin?“ — „Ja, wozu würden Sie mir denn raten?“

Exzellenz und die Hühner / Von Wolfgang Wetterstein

Exzellenz packte eigenhändig ihre Koffer. Sonst pflegte die alte Dame dies nur bei drohenden Gewittern zu tun. Daran war Frau Leisegang gewöhnt. Aber diesmal mußte ein anderer Grund vorliegen. Es sah zwar nach Regen aus, doch an ein Gewitter war nicht zu denken.

(A. Sailer)



„Als sportlicher Beobachter sage ick: total vakorkst — aber schad't nischt, als Mann muß ick saj'n: blendende Fijur!“

„Es sind die Hühner, verlassen Sie sich darauf, Frau Leisegang“, sagte Luise, das Hausmädchen, beim Geschirrabwaschen.

Frau Leisegang zuckte mit den Achseln. Sie hatte vor einiger Zeit allerdings Hühner angeschafft, und Exzellenz war entsetzt darüber. Nun, sie würde sich daran gewöhnen müssen.

Hühner gackern. Besonders, wenn sie ein Ei gelegt haben. Es gehört zu ihrer Tätigkeit. Exzellenz lehnte die Eier auch nicht ab, aber sie hatte Luise mild angedeutet, daß sie das Gackern der Hühner und das Krähen des Hahnes störe. Sie sei alt und wünsche in der Sommerfrische Ruhe. Das fiel Luise nun ein.

„Es sind ganz bestimmt die Hühner, Frau Leisegang!“ wiederholte sie.

Frau Leisegang wurde nachdenklich und begann zu rechnen. Exzellenz wohnte bei ihr in voller Pension und wollte den Sommer über bleiben. Sollte es sich da nicht lohnen, den ganzen Hühnerhof einzuwecken?

Der Lärm, den die alte Dame verursachte, bekam eine dramatische Note. Hier drängte irgend etwas zur Entscheidung.

Plötzlich krähte draußen der Hahn wie toll.

Oben wurde alles still. Dann klingelte es.

Luise rannte die Treppe hinauf und kam nach einer Weile aufgeregt zurück.

„Exzellenz geht zur Polizei!“ berichtete sie empört. „Hühner dürften in einem Kurort nicht gehalten werden.“

„Aber frische Eier sollen immer da sein!“ lachte Frau Leisegang erbittert.

Dann horchten beide auf.

Schritte kamen die Treppe herab, die Haustür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Exzellenz begab sich zur Polizei. Man sah sie über den Hof trippeln. Die Hühner stoben in ihrer ungründlichen Dummheit aufgackernd vor ihr auseinander. Der Hahn krähte idiotisch hinter ihr drein.

Frau Leisegang überlegte, ob sie die Hühner nicht doch lieber opfern solle, aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen.

Es begann zu regnen. Es regnete stärker. Die Hühner verstummten und standen in sich gekehrt an der Hausmauer. Der Hahn ließ den Schwanz hängen. Es goß.

„Exzellenz wird schön naß werden“, sagte Frau Leisegang besorgt. „Sie hat nicht einmal ihren Schirm mitgenommen.“

„Geschieht ihr recht, wenn sie naß wird!“ äußerte Luise feindselig. Es sintflutete.

„Nimm doch mal eben meinen Schirm, Luise“, sagte Frau Leisegang, „und sieh nach, wo Exzellenz ...“

„Nein!“ widersetzte sich Luise schroff.

Frau Leisegang stemmte die Fäuste in die Hüften ...

Es hupte, und das Polizeiauto fegte auf den Hof. Die Pfützen zerstäubten, und die Hühner wollten vor Entsetzen irrsinnig werden.

Exzellenz stieg aus. Ein Polizeibeamter hielt einen Regenschirm über sie und geleitete sie zur Haustür. Man hörte tief empfundene Worte des Dankes und die männliche Stimme des Beamten.

„Alles in Ordnung mit den Hühnern, Exzellenz“, sagte er und empfahl sich.

Es klopfte zart an die Küchentür. Exzellenz trat ein und ließ sich erschöpft auf einem Stuhl nieder.

„Ach, meine liebe Frau Leisegang“, begann die alte Dame, „ich habe Ihnen ja ein so schreckliches Unrecht zugefügt.“

„Wieso denn, Exzellenz?“

„Man hat mich auf der Polizei aufgeklärt. Hühner dürfen auch in einem Kurort gehalten werden. Es ist nicht verboten.“

„Gewiß nicht, Exzellenz“, sagte Frau Leisegang bescheiden.

Luise stocherte im Herd.

„Also, liebe Frau Leisegang, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie wegen der Hühner gekränkt haben sollte. Und nun noch eine ganz kleine, bescheidene Bitte.“

„Das wäre, Exzellenz?“

„Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß die Hühner, und besonders der Hahn, sich wenigstens früh morgens bis acht Uhr und mittags von zwölf bis drei Uhr ruhig verhielten, und am Sonntag vielleicht ein wenig länger?“

Die Mittelmeerfrage

(Wilhelm Schulz)



„Meine Damen und Herren! Was aus uns Meergöttern wird, kann man noch nicht sagen — die Grundstückbesitzer hier sind unter sich selber noch nicht einig.“

In diesem Sommer mußte Eleonore allein verreisen; er hatte eine größere Arbeit auf dem Schreibtisch liegen, die keinen Aufschub duldete.

Der Abschied am Abendzug war herzlich, aber ohne besondere gefühlshafte Regungen. Er war in Gedanken bei seiner Arbeit. Die Einsamkeit in den nächsten Wochen würde ihr förderlich sein. Wenn sie beendet war, konnte man vielleicht daran denken, Eleonore nachzureisen.

Er ging eilig durch die Straßen, durchschritt fast hastig die leere Wohnung, setzte sich sofort an den Schreibtisch. Die Fenster standen weit offen, die laue Abendluft kam herein. Er drehte die kleine Lampe an und dehnte sich behaglich im Sessel. Die Ruhe in der leeren Wohnung tat wohl. Er begann zu schreiben.

Nach wenigen Sätzen legte er die Feder enttäuscht wieder hin. Die Ruhe der Umgebung wollte sich ihm nicht mitteilen. Die Gedanken kamen nicht recht in Fluß. Er vermochte sich nicht zu sammeln.

Merkwürdig — was war denn anders als sonst? Wenn Eleonore daheim war, saß sie ganz hinten in der Ecke des Zimmers, mit einem Buch, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie sprachen nie miteinander, wenn er arbeitete...

Er versuchte es von neuem; aber es wurde nichts. Unruhig rückte er mit dem Stuhl hin und her. Irgend etwas fehlte.

Er fuhr mit dem Stuhl herum und betrachtete nachdenklich den leeren Sessel hinten am Nähtisch. Es muß wohl so sein, daß die Nähe einer geliebten Frau etwas Beruhigendes hat — auch wenn man gar nicht mit ihr spricht. Wie angenehm war es sonst, sie dort in der Ecke zu wissen.

Man dachte freilich nie daran — nein, wenn er arbeitete, vergaß er die Umwelt völlig. Aber eine unbewußte, uninteressierte Freude über ihre Anwesenheit war wohl doch dabei, ein Gefühl der Geborgenheit. Es waren Gefühlsströme im Zimmer, die jetzt fehlten.

Sie wollten ihren Kreislauf antreten, diese unsichtbaren Ströme, von ihm zu ihr und zurück — aber sie mußten auf halbem Wege umkehren. Sie suchten sich neue Wege...

Über seinem Schreibtisch hing Eleonores Bild. Er betrachtete es lange, aber es beruhigte ihn nicht. Der Karton des Photographen konnte nichts Seelisches ausstrahlen.

Im Gegenteil — das Bild beunruhigte ihn. Es gab nichts wieder als ihre Schönheit, ihre fraulichen Reize. Diese Reize, ohne das Seelische des Blicks, ohne den pulsierenden Atem der Brust, gehörten nicht eindeutig zu Eleonore. Sie konnten zu jeder anderen schönen Frau gehören...

Von der Straße her klang Mädchenlachen herauf. Es war weich und wohlklingend. Es gaukelte ihm eine neue Geborgenheit vor... Er schloß unwillig das Fenster.

Nach einer Weile öffnete er es wieder, denn die Luft im Zimmer war drückend. Man sollte einen Abendspaziergang machen; es wurde ja doch nichts mit der Arbeit heute.

Nein, das erschien ihm zu abenteuerlich, an diesem ersten Abend, da er allein war, als Strohvitwer. Er dachte an die dummen Witze, die früher regelmäßig, wenn die Strohvitwerzeit begann, in anspruchslosen Zeitschriften aufgetaucht waren.

Er saß wieder am Schreibtisch und be-

trachtete Eleonores Bild. Sie war so schön, daß der Gedanke an andere Frauen überflüssig war. Damals, als die Aufnahme gemacht wurde, trug sie die langen Ohrringe noch nicht, die ihr freilich so gut standen. Aber warum trug sie sie eigentlich? Sie war in letzter Zeit koketter geworden...

„Für wen machst du dich jetzt immer so schön?“ hatte er sie einmal im Scherz gefragt. „Für dich!“ hatte sie lachend geantwortet.

Ob sie die Ohrringe, die ihr so gut standen, wohl mitgenommen hatte in die Sommerfrische? Auf seiner Stirn stellten sich ein paar Falten ein. Er sah auf die Uhr. Jetzt war Eleonore wohl schon in dem kleinen Kurort angelangt. Vielleicht saß sie auf der Terrasse des Kurhauses und aß zu Abend, an einem kleinen Tisch mit buntem Lämpchen. Alle Herren sahen aufmerksam hinüber zu der neuangekommenen schönen Frau mit den schönen langen Ohrringen...

Gott ja, man mußte sich das schon einmal gönnen, für ein paar Wochen im Jahr sein eigener Mensch zu sein. An den Blicken fremder Leute zu merken, daß man noch wirkte, daß man noch jung war. Das bedeutete ein gut Teil der Erholung, der seelischen Erfrischung.

Die fehlte ihm, sollte ihm in diesem Jahre wohl nicht beschieden sein. Er mußte daheim bleiben. Aber vielleicht hatten die dummen Strohvitwerwitze gar nicht so unrecht? Ganz hinten in solch abgeschmackten Dingen liegen doch oft ewige Weisheiten... Es konnte ja harmlos sein — aber man mußte jetzt, da man allein war, einmal irgend etwas tun, was man sonst nicht tat. Etwa in den Biergarten gehen, den Lore nicht mochte; so daß man ein solches Männervergnügen sonst immer entbehren mußte. Schließlich, ja — es gab in der Stadt auch Gartenterrassen mit kleinen Tischen und bunten Lämpchen; da sie nun einmal den Biergarten nicht leiden konnte... Er nahm Mantel und Hut und verließ die Wohnung.

Nach zehn Minuten war er wieder da. Saß am Schreibtisch und arbeitete mit Lust und Frische, vergnügt lächelnd, immerzu lächelnd. Neben ihm lag eine Schachtel Zigaretten, die er, als Ausbeute seines abendlichen Spaziergangs, am Automaten der nächsten Straßenecke gezogen hatte. Und dann lag noch ein anderes Schächtelchen neben ihm: Eleonore hatte es ihm heute beim Abschied, wohlverpackt, in die Tasche des Sommermantels gesteckt. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht. Erst vorhin auf der Straße hatte er es in der Tasche gefühlt und neugierig geöffnet. Die langen Ohrringe lagen darin.

Clou der Rheinreise

Jeder Deutsche einmal an den Rhein, zu den rheinischen Mädchen und zum rheinischen Wein —: wer könnte auf die Dauer diesen Lockungen widerstehen? Auch Herr Pielicke aus Berlin konnte es nicht.

Er vertraute sich einem Sonderzug der Reichsbahn an, dampfte westwärts und graste vierzehn Tage lang zu Wasser und zu Lande den Rhein und seine Ufer ab, seine Berge und Burgen, seine stolzen Städte und seine verträumten Dörfer.

Nun ist er nach Berlin zurückgekehrt und steht seinen Bekannten, die ihn ausfragen, Rede und Antwort.

„Ist der Kölner Dom wirklich so imposant, wie es immer heißt?“

„O ja!“ sagt Pielicke.

„Haben Sie die Burgen alle gesehen?“

„Alle!“ sagt Pielicke.

„Und die Weinberge? Und das Deutsche Eck? Und den Mäuseturm bei Bingen? Und das Niederwalddenkmal? Und das Siebengebirge?“

„Alles!“ sagt Pielicke.

„Und was war das Allerschönste auf der ganzen Rheinreise?“

„Das Allerschönste?“ Pielicke denkt einen Augenblick nach, dann sagt er strahlend: „Det Allaschönste, Kinda, det war in Koblenz. Da war nach der Mosel zu 'ne kleene Nebenjasse. Un in der Nebenjasse war 'ne ganz kleene Kneipe. Un da jab et echte Bealina Weiße!“

Der Individualist

(Paul Schondorff)



„Die Jacke ist 'n bißchen zu groß, aber was glauben Sie, wie rasch der Junge 'reinwächst!“ — „Ja, bal er mag, scho! Sie hab'n ja koa Ahnung net, wia eig'nsinnig der sei' ko!“

Probleme

(Paul Scheurich)



„Was soll man nun davon denken, wenn einem ein Verehrer einen Hampelmann schenkt? Ist's ein Symbol seiner Ergebenheit — oder hat er was gemerkt . . ?“

Die neue Verfassung der Sowjets

(R. Kriesch)



„Köpfe hinein, Gesindel! Ihr stört den Eindruck unserer neuen demokratischen Fassade!“